

Kämpfe folgen hieraus. Kleist selbst ist in diesem Ringen zerbrochen. Kein irdischer Grund vermag das Rätsel seines Todes zu erklären, mag auch der Arme verhungert sein aus bitterem Mangel an Brot wie an menschlicher Liebe.

Marie v. Kleist, seine Base, die seinem Herzen am nächsten stand und die seine Seele wohl am besten kannte, hat gesagt, Heinrich hätte den letzten furchtbaren Schritt zum Selbstmorde nicht getan, wenn er in seiner Jugend nicht soviel mit Freigeistern verkehrt hätte. Das Geheimnis der göttlichen Gnade macht uns hier verstummen in tiefster Trauer und Ehrfurcht. Die dämonischen Mächte, die er im Ringen seiner Kunst besiegen wollte, haben ihn zuletzt doch überwältigt. Und gerade dadurch ist die Tragödie seines eigenen Lebens zur Warnung und Mahnung für sein ganzes Volk geworden.

Deutschland steht mit dämonischen Mächten außerhalb und innerhalb seiner Grenzen im Kampfe. Nur wenn Gott mit uns ist, werden wir siegen. Zum Glauben an die Natur des Menschen, eines Volkes muß der wahre Glaube an Gott treten: denn er erst begründet die wahre Ordnung, ohne die kein Chaos zu besiegen ist. Auch für uns gilt die alte Gottesordnung von Natur und Gnade.

Umbrische Wanderung

Von Dr. Josef Weingartner

Als nach langer Nachtfahrt südlich von Florenz, auf einem schönen, olivenbepflanzten Bergvorsprung zwischen Arezzo und Cortona die mir längst vertraute Burg Montecchio sich mit ihren vielen Türmen und Zinnen prächtig vom Morgenhimmel abhob und bald darauf der Spiegel des Trasimerensees zu uns herüberblitzte, da fühlten wir uns auch ohne Schlaf wieder ordentlich frisch und munter, und voll Neugier und Unternehmungslust hielten wir am Wagenfenster Ausschau, ob nicht bald das nächste Ziel unserer Fahrt, das stolze Orvieto, zu sehen sei. Bald tauchte es denn auch wirklich auf. Ein Tuffhügel, der mit senkrechten, teils natürlichen, teils künstlich nachgearbeiteten Felswänden bis zu 200 Meter hoch aus der Ebene aufragt, so ähnlich wie etwa Capri oder Helgoland aus den Meereswogen emporsteigt. Man darf aber nicht die Drahtseilbahn benützen, die Bahnhof und Stadt verbindet, sondern muß zu Fuß den Steilhang hinansteigen und durch die mächtigen Vorwerke und hohen Tore schreiten, mit denen einst Ägidius d'Albornoz, der kriegerische Kardinal und Wiederhersteller des Kirchenstaates, Orvieto im 14. Jahrhundert bewehrte, dann erst vermag man die Eigenart seiner prächtigen Lage ganz auszukosten.

Wie jede italienische Stadt besitzt auch Orvieto eine Menge köstlicher Dinge, alte Kirchen und Paläste, trotzig Adelstürme, malerische Winkel, und dann wieder mitten im altersgrauen Gemäuer plötzlich ein entzückendes Gärtlein oder, hoch über der Straße, wenigstens eine grüne Reblaupe — kurz, wer mit offenen Augen durch die vielen engen und krummen

Gassen und Gäßchen schlendert, kommt reichlich auf seine Rechnung. Überhaupt — zum Schlendern soll man sich in solchen alten Nestern Zeit lassen. Es ist gar nicht zu sagen, wieviel Schönes man dann zu Gesicht bekommt. Und wenn man von den endlosen Kunstschatzen in Kirchen und Museen längst übermüdet und übersättigt ist, wird einem so ein stiller Winkel, ein altes Haustor, über grauen Mauern ein frischergrüntes Rebengeflecht oder im Rahmen eines gotischen, eines Renaissancefensters ein schönes, dunkeläugiges Antlitz um so mehr Freude machen.

Ich will damit nicht sagen, daß man die Sehenswürdigkeiten, die im Baedeker zwei Sterne aufweisen, deswegen vernachlässigen soll. Auch wir haben die Hauptzeit natürlich dem berühmten Dome gewidmet. Aber so sehr er uns auch gefiel, den stärksten Eindruck machte er mir doch, als ich nachmittags mit einem Autobus aus der Stadt hinab in die Ebene und dann jenseits in weiten Windungen wieder bergab fuhr und der Dom, die ganze Bergstadt stolz überragend, immer ferner und doch immer noch mächtig aufgetürmt herüberwinkte. Ich konnte mich von diesem wundervollen Bilde kaum trennen, und bei den vielen Kurven verrenkte ich mir fast den Hals, um es noch und noch einmal zu erhaschen.

Meine bisherigen Reisegenossen waren nach Rom weitergereist. Ich selber wollte mir Umbrien ansehen, hatte aber keinen fixen Reiseplan. Und da ich auf dem Stadtplatze von Orvieto gerade einen Autobus nach dem sonst etwas abgelegenen Todi gefunden hatte, schlug ich rasch entschlossen diese Richtung ein. Es ging etliche Stunden bergauf und bergab und schließlich quer über das Tal des jungen Tiber und dann noch einmal scharf aufwärts. Denn wie die meisten alten Umbrer- und Etruskerstädte thront auch Todi auf der Kuppe einer weithinherrschenden Anhöhe, von der man nach allen Seiten eine prächtige Aussicht hat. Besonders freute es mich, vom ebenen Platze, der die höchste Stelle der Stadt einnimmt und ehemals die Rocca, die Stadtfeste, trug, auf die oliven- und rebenbepflanzten Hänge und ins abendlich verdämmernde Tibertal hinabzublicken und über die gewaltige Rolle nachzusinnen, die dem hier so unscheinbaren Fluß in der Weltgeschichte zugewiesen ward.

Die Lage abseits vom großen Verkehr hat der stillen Bergstadt ihr altes Gepräge noch weitgehend gewahrt. Es gibt hier noch Reste von etruskischen Stadtmauern und von Römerbauten und eine Menge enger und steiler Gäßchen, das Schönste und Eindrucksvollste aber ist der Stadtplatz, den auf der einen Seite der Dom, auf der andern drei schöne mittelalterliche Stadtpaläste rahmen. Derartige prunkvolle Profanbauten aus dem 12. und 13. Jahrhundert gibt es in Italien zu Dutzenden und, wie gerade das Beispiel von Todi zeigt, oft genug auch in kleinen und abgelegenen Städten. Allem Anschein nach gehen sie auf gewisse spätantike und byzantinische Palast- und Fassadenformen zurück und bilden eine interessante Parallele zu den Palassen der gleichzeitigen Kaiser- und Ritterburgen. Die ganze höchst bedeutungsvolle Bautengruppe ist aber noch von keinem Architekturhistoriker näher untersucht und genauer dargestellt worden.

Vor den Toren Todis, auf einer tieferen Geländestufe, liegen mehrere Renaissancekirchen, schöne Zentralbauten, die schönste davon S. Maria

della Consolazione, mit schlanker Haupt- und vier angelehnten Halbkuppeln, 1508—1524 ausgeführt, zwar nicht nach einem Entwurf Bramantes, wie man früher meinte, aber trotzdem ein Bau voll hoher Harmonie und ein sehr charakteristisches Denkmal der reifenden Hochrenaissance, die man, was den Kirchenbau angeht, überhaupt nicht in Rom und Florenz, sondern viel besser in den kleineren mittelitalienischen und lombardischen Städten studieren kann.

Von Todi brachte mich eine kleine Nebenbahn, an mehreren malerischen Bergstädtchen — Acquasparta, Castel Todino, S. Gemini, Cesi — mit uralten Mauern, aber mit modisch gekleideten Herren und bemalten Frauen an den Bahnhöfen vorüber hinab nach Terni, einer modern herrschenden Provinzialhauptstadt mit reicher Industrie. Es war gerade Markt, in den Straßen herrschte reges Treiben, und manche köstliche Probe südlichen Menschentums konnte man da beobachten. Um so weniger Zeit erforderten die Kunstdenkmäler. Am meisten Eindruck machte mir ein Palazzo in der Via Cavour, der augenblicklich den Fascio beherbergt. Eine strenge Fassade und ein schöner Loggiahof, die Einzelheiten noch gotisch, das Ganze aber doch schon Renaissance. Wer mit offenen Augen die italienischen Profanbauten des 14. und 15. Jahrhunderts betrachtet, wird überhaupt leicht finden können, daß die Renaissance in Italien keine plötzlich auftretende Umwälzung bedeutet und nicht die Erfindung etlicher Florentiner ist, sondern in der älteren Bauweise sehr weitgehend vorbereitet war. Sehr merkwürdig ist weiterhin das alte römische Amphitheater. Neben den Giardini Pubblici ist seine Umfassungsmauer mit ihrem Opus reticulatum aus weißem Kalk und gelbem Tuff noch gut erhalten, und wenn man durch den Bischöflichen Palast oder die Domherrenhäuser, die in den Nordteil hineingebaut wurden, in den Bischofsgarten vordringt, befindet man sich in der ehemaligen Arena. Ja, in einer verwilderten Gartenecke, wo über wüstem Bauschutt dunkelviolette Schwertlilien wuchsen, zeigte mir ein Gärtnerbursche den verwachsenen Eingang zum finsternen, rundherumführenden und unter den heutigen Häuschen teilweise noch erhaltenen gewölbten Gang — ein Motiv, das für eine Romantikernovelle fast besser paßt als für die heutige, nüchterne Wirklichkeit.

Die Zeit, die mir noch für Terni blieb, benützte ich, um in einer einfachen, aber sehr guten Trattoria in aller Ruhe mein Mittagsmahl einzunehmen. Ich bedaure jeden Italienfahrer, der die Poesie und die anheimelnde Stimmung einer solchen Trattoria, die freundliche Bedienung, den Duft der parmesanbestreuten Spaghetti, der Orangen, des Espresso und die Kraft des schwarzen Weines nicht mit bewußter Genußfreude zu würdigen und auszukosten versteht. Er hat etwas für Italien ganz Wesentliches nicht miterlebt.

Der Autobus, mit dem ich nun Terni verließ, führte mich zunächst durch die Ebene des Neratales und dann bergan nach dem uralten Amelia, das weltverloren auf einer fernen Bergkuppe liegt. Ein breiter Stadtgraben, dahinter die wohlerhaltenen Ringmauern, zum Teil noch etruskisch, mit Polygonalquadrern und dann ein Gewirr von steil ansteigenden Gäßchen, seit Jahrhunderten sozusagen unverändert. Zuerst, auf einem kleinen

Plateau der Dom, das bischöfliche Seminar und das Haus des Bischofs, etwa einem schlichten Pfarrhof vergleichbar. Das Bistum von Amelia, umfaßt aber auch nur 20 Pfarreien mit ca. 20 000 Einwohnern, entspricht also nach unsern Begriffen etwa einem mittleren Landdekanat. Am freistehenden Glockenturm sind antike Monumente angebracht, und eine schön stilisierte Inschrift meldet, daß Bischof Toro Perotti 1631 diese Zeugnisse des Altertums zusammensuchen und hierherbringen ließ — *ad retinendam urbis antiquitatem*, damit der Stadt das Bewußtsein ihres Alters nicht schwinde.

Für das Alter von Amelia — der Name ist durch bequemes Abschleifen aus dem antiken Ameria entstanden — gibt es aber auch ein literarisches Zeugnis, die Rede, die der junge Cicero im Jahre 80 v. Chr. für Sextus Roscius aus Ameria hielt und mit der er seinen Ruf als Verteidiger begründete. Ich habe sie nachher durchgelesen, über die Verhältnisse in Ameria aber daraus nur so viel erfahren, daß der junge Sextus, während sein reicher Vater meist in Rom weilte, als bauerlicher Junker sich der Bewirtschaftung der vielen Landgüter widmete und sich um Rom wenig kümmerte.

Schon in Orvieto und in Todi war es empfindlich kühl gewesen, und auch hier strich um die freigelegene Bergkuppe ein unfreundlicher Wind. Gerne suchte ich an der besonnten Südseite des Domes vor ihm Schutz und freute mich des Blickes weithin auf das stille, hügelige Land, über das einstens wohl auch die Landgüter der Roscier zerstreut waren, und ließ mich mit etlichen Frauen, die sich mit ihren Kindern hier ebenfalls sonnten, in ein Gespräch ein. Eine von ihnen, die Tochter eines Finanzwachtmanns, hatte jahrelang in Ponte Caffaro, einem ehemals österreichischen Grenzort in Judicarien, gelebt. Sie fragte mich, ob ich vielleicht den Conte Lodron kenne, dessen Stammburg Lodrone dort in der nächsten Nähe steht, und freute sich herzlich, als ich ihre Frage bejahte. Und noch ein zweites Mal kam es mir in diesem umbrischen Bergnest zum Bewußtsein, wie klein die Welt eigentlich ist. Der Besitzer des einzigen Wirtshauses, das aber gar nicht in der Stadt, sondern draußen vor dem Tore steht, sprach mich gleich deutsch an und blieb dabei, auch als ich zunächst italienisch weiterfuhr. Ich sah, daß ich ihn kränkte, wenn ich nicht nachgab, und tat ihm seinen Willen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen zeigte er mir dann Zeichnungen und Briefe von Thöni, Gulbransson und andern Simplicissimus-Leuten, deren einer Jahre hindurch sein Herr gewesen war, und sagte mir, er komme so selten mehr in die Lage, Deutsch zu sprechen, daß er sich über jede Gelegenheit doppelt freue.

In der letzten Sonne ging ich dann noch einmal den Stadtgraben hinaus, studierte die interessanten Mauern, die weit ins Jahrtausend vor Christus zurückreichen, und legte mich, in die Abendlandschaft hinausträumend, ins trockene Gras. Dann wieder kehrte ich mich gegen die Stadt, die jäh und mit wirren und bewegten Umrissen hinter den Mauern emporstieg. Diese selber lagen nun schon im Schatten, in den Gärtchen über und hinter ihnen aber leuchteten, von der dunklen Mauerkrone scharf überschritten, die Öl- und Feigenbäume, die Steineichen und Reben- und Rosenlauben noch im

goldenen Abendlicht. Und vom Domturm herab — der Wirt hatte mir gesagt, daß er noch zu einem Begräbnis müsse — erklangen nun zwei kleine, helle Glocken in merkwürdigem Rhythmus und mit regelmäßigen Pausen, mit vier Schlägen:

Tidinn, tidinn, tidinn, tidinn

die kleinere, mit drei tieferen und dunkleren

Tidinn, tidinn, tidinn

die zweite. Mir wurde es ganz sonderbar ums Gemüt, und als das Läuten endlich aufhörte, blieb ich wohl noch eine halbe Stunde lang stehen und schaute hinüber zur Brücke, die über den Graben zum einzigen Stadttore führt. Auch sie lag schon im Schatten, den Hintergrund aber bildete das ferne, verblauende Hügelland, auf dem noch die Sonne schimmerte. Auf den Brüstungsmauern saßen, nur als schwarze Silhouetten wirkend, die Männer von Ameria, und es wirkte wie ein magisches Schattentheater, wie nun bald Bauern mit Roß und Wagen, bald schlanke Frauen mit Körben und Krügen auf dem Kopf, bald Eseltreiber, bald springende Kinder vor dem blauen Duft des Hintergrundes dunkel und scharfumrandet vorüberschwebten. Und ähnlich war es, als ich mich endlich doch losriß und wieder talabwärts wanderte. Denn die bewegte Silhouette der Bergstadt mit dem Dom und dem Turm auf ihrer höchsten Höhe wechselte immer wieder ihre Stellung zu den dahinter liegenden fernen Hügeln, und je weiter ich kam und je mehr die rückwärts liegenden Kuppen versanken, desto mehr dunkle Bodenwellen tauchten nun vor der Stadt auf, und das wechselvolle Linienspiel begann mit verkehrten Vorzeichen von vorne. Es war wie das dahinströmende Adagio einer Symphonie, das mit immer wechselnden und doch wiederkehrenden Variationen stets das eine Thema wiederholte: Abschiednehmen.

Nun hatte ich mich aber doch gar zu lange aufgehalten, der Weg dauerte zwei bis drei Stunden, und rascher, als ich gemeint, legte sich dunkle Nacht über das einsame Bergland, das ich nun durchwanderte. Wie sich aber das Gelände gegen die Neraebene niedersenkte, wurde ich dafür mit einem zauberischen Anblick belohnt. Die Städtchen zwischen Todi und Terni, an denen ich am Morgen vorübergefahren, und andere dazu leuchteten in der weiten Runde wie eine Kette von funkelnden Diamanten durch die dunkle Nacht. Die Straße führte nun rasch bergab, ich begann zu singen, bei den einsamen Gehöften, an denen ich von Zeit zu Zeit vorüberkam, bellten die Hunde — alles genau so wie in einem Gedicht von Eichendorff. Endlich erreichte ich die Nera, die gerade hier aus der Ebene in ein schluchtartiges Tal eintritt, sah im Dunkel den hohen, mächtigen Bogen, der von der antiken Augustusbrücke noch übrig ist, und über ihm die funkelnden Sterne und die Lichter der Felsenstadt Narni, die mein heutiges Wanderziel bildete und zu der ich noch eine halbe Stunde emporsteigen mußte.

Vor mehr als zwanzig Jahren war ich das erste Mal hier vorbeigefahren und hatte, vom entzückenden Bild dieses hoch hinauf gebauten Bergnestes

mächtig angezogen, den Vorsatz gefaßt, Narni bei guter Gelegenheit einmal einen Besuch abzustatten. Nun war es endlich soweit, und obwohl ich von dem mehrstündigen Marsche etwas müde war, genoß ich es doch aus vollem Herzen, in dieser nächtlichen Stunde die alten Vorwerke und Tore zu passieren, durch die steilen, schlecht beleuchteten Gäßchen emporzusteigen und schließlich auf dem ebenfalls recht schief hängenden Hauptplatz trotz der späten Stunde noch ein ziemlich lebhaftes Treiben vorzufinden. Wer von diesem malerischen Städtchen mehr erfahren will, dem empfehle ich, in Federers „Umbrischen Reisegeschichtlein“ die köstliche Schilderung „Im Felsenstädtchen Narni“ zu lesen. Auch ich selber hatte das schmale Büchlein im Rucksack und las dieses Kapitel noch an diesem Abend. Denn so reizvoll es unter Tags oft sein kann, allein durch welsche Bergnester zu pilgern und, ohne auf jemand Rücksicht nehmen zu müssen, ganz nach Lust und Laune haltzumachen oder weiterzuwandern, jetzt zu Fuß und dann wieder mit einem Auto, — so einsam und unerträglich können manchmal die Abende sein. Oft gibt es nicht einmal eine Schenke, wo man als stiller einsamer Träumer hinter einem Glase dunklen Rotweines sitzen und über die Eindrücke des Tages nachsinnen könnte. So war ich auch diesmal gezwungen, mein winziges Hotelzimmer aufzusuchen, um Federers Geschichtlein lesen zu können. Aber wenigstens ging mein Fenster auf die steile Neraschlucht hinab, der Fluß rauschte aus der Tiefe, und am jenseitigen Felsenhang erleuchtete der eben aufgegangene Mond hoch über schwindligen Wänden das graue Gemäuer einer zerfallenen Einsiedlerklause. Ihr Erbauer — so erzählt die Sage — war ein Jüngling aus Narni, dessen Angebetete in S. Bernardo den Schleier nahm. Der Garten des Klosters liegt unmittelbar am Rande der Neraschlucht, und so baute sich der Arme, wie weiland Ritter Toggenburg, am gegenüberliegenden Felsenhang seine Zelle, um zwischen den dunklen Zypressen des Klostergartens wenigstens hie und da das Bild der fernen Geliebten erhaschen zu können.

Am frühen Morgen stieg ich hinan zur Burg, deren mächtiges Viereck hoch über dem Städtlein thront. Man möchte auf den ersten Blick glauben, die regelmäßige Anlage mit dem Mittelhof und den vier Ecktürmen gehe erst auf einen späteren Ausbau zurück. Aber die Untersuchung des Mauerwerks ergab, daß sie im wesentlichen schon der romanischen, also der eigentlichen Burgenzeit angehört, wie sich denn überhaupt die italienischen Burgen durch großzügige Anlage auszeichnen. Hunderte von prächtigen Bauwerken harren hier noch der wissenschaftlichen Untersuchung und Bearbeitung, und jedesmal wird es mir schwer ums Herz, wenn ich eine gelegentliche Stichprobe mache und feststelle, wieviel hier für einen Burgenkundler noch zu holen wäre.

Einzig ist der Blick vom Hauptturm auf die ganze Landschaft und hinunter auf die Stadt, die sich wohl oder übel dem schmalen Bergrücken anpassen muß, dabei aber zufällig eine scheinbar ganz gesetzmäßige Formung erhält, und deren Mittelachse — die gerade Hauptstraße — und deren Ecken durch Türme und größere Gebäude bedeutungsvoll hervorgehoben sind.

In die Stadt zurückgekehrt, hatte ich noch bequem Zeit, kreuz und quer durch die vielen malerischen, altersgeschwärzten Gäßchen zu streifen und im Dom das vorzügliche Frührenaissancegrabmal des Pietro Cesi (1477) und am Marmorsarkophag des Bischofs Gormaz — *Dei et Alexandri VI gratia episcopus* — das entzückende, bald duftig hingehauchte, bald frei und kräftig vortretende Rankenwerk zu bewundern. Ich weiß nicht, ob es überhaupt eine angenehmere und dankbarere Art, Kunstwerke zu genießen, gibt, als wenn man sich Zeit läßt, irgend eine hochwertige Einzelheit wirklich einmal nach allen Seiten aufzufassen und bis auf die Neige auszukosten.

Noch ein Bild, das ich im Vorübergehen erhaschte, ist mir in Erinnerung geblieben. In einem engen Gäßchen hart nebeneinander drei mächtige Barockpaläste, altersschwarz wie alle Häuser von Narni, aber von der hochstehenden Sonne steil beschienen, so daß die wuchtigen Gesimse, Gebälke und Fensterverdachungen grell im Licht standen und zugleich tiefe Schatten warfen. Und in einem der Fenster eine junge Frau, die an einem Tuche nähte und von Zeit zu Zeit sich vorbeugte und neugierig in die Gasse blickte, wobei dann das rote Gewand jedesmal feurig aufleuchtete. Lange schaute ich aus der Ferne auf das schöne Bild, und als ich mich endlich zum Gehen wandte, sah ich gerade noch, wie die schmale Frauenhand mit der Nadel ausholte und, mitten in den schweren und schwarzen Barockformen allein weiß und zierlich, eben von der Sonne getroffen wurde.

Mit diesem letzten Bild im Aug und in der Seele, rückte ich wieder meinen Rucksack zurecht, und hell klang mein Schritt gassenabwärts auf den harten Pflastersteinen. Ich verließ Narni zu Fuß, weil ich mir die Augustusbrücke noch etwas genauer ansehen wollte. Und es lohnte sich. Die alte Römerstraße zog in der Höhe hin und setzte mit dieser 145 Meter langen, 30 Meter hohen Brücke über die Neraschlucht. Einer von den vier mächtigen Bogen steht noch, von den übrigen sind noch die Pfeiler vorhanden, und man kann die Wucht, die Schönheit und die exakte Quadermauerung dieses mächtigen Bauwerks nicht genug bewundern. Der mittlere Pfeiler ist, vom strömenden Wasser unterminiert, umgesunken und liegt mit einem abgebrochenen Bogenstück mitten im Flusse. Hinter ihm hat sich im Laufe der Zeit eine kleine Insel aufgestaut, seltsam ragen die antiken Trümmer aus dem melancholischen Weidengebüsch, und nur die Wellen, die daran vorüberauschend dem Tiber entgegeneilen, sind jung und frisch wie zur Zeit des Augustus.

Wie ich so am Uferweg unter dem hohen Brückenbogen stand, dieses einzigartige Bild irdischer Vergänglichkeit und ewig jungen Lebens vor Augen, und daran dachte, wie so ganz frei und ungebunden ich durch diese klassischen Landschaften dahinwandern durfte, schwang ich plötzlich in einer freudigen Aufwallung des Herzens meinen Wanderstab durch die Luft. Mit Rührung aber dachte ich an meinen lieben Eichendorff, dem Rom und Italien immer nur eine Sehnsucht und ein schöner Traum geblieben sind, und der trotzdem — oder eben deswegen? — von ihnen so herrlich zu singen wußte.

Ich ruhte aus vom Wandern,
Der Mond ging eben auf,
Da sah ich fern im Lande
Der alten Tiber Lauf.
Im Walde lagen Trümmer,
Paläste auf stillen Höhn
Und Gärten in Mondenschimmer —
O Welschland, wie bist du schön!

Und als die Nacht vergangen,
Die Erde blitzte so weit,
Einen Hirten sah ich hangen
Am Fels in der Einsamkeit.
Den fragt' ich ganz geblendet:
Komm ich nach Rom noch heut?
Er dehnt sich halbgewendet:
Ihr seid nicht recht gescheit!

Eine Winzerin lacht' herüber,
Man sah sie von Weinlaub kaum.
Mir aber ging's Herze über —
Es war ja alles nur Traum.

Ich aber konnte wirklich, wenn ich nur wollte, noch an diesem Tage nach Rom kommen. Eben noch hatte ich auf einem Wegweiser gelesen: Roma — 70 chilometri. Also zwei Tage Fußwanderung oder anderthalb Stunden mit Auto. Aber auch jede andere Richtung stand mir offen, nicht viel anders, als wenn man daheim zu einem Nachmittagsspaziergang vor die Haustüre tritt und überlegt, wohin man spazierengehen solle. Da freute ich mich von Herzen meiner Freiheit, wandte mich gegen Nordwesten und empfand auch das als ein rechtes Vergnügen, zur Abwechslung einmal Rom den Rücken zu kehren.

Ich ging eine Strecke Weges zu Fuß und bestieg dann die Eisenbahn, die von Rom kommend bei Orte sich von der Florentiner Linie abzweigt und nach Umbrien führt. Ich passierte noch einmal Terni und kam am späten Nachmittag nach Spoleto.

Spoletto, einst eine nicht unwichtige Römerstadt, dann seit dem 6. Jahrhundert Mittelpunkt eines selbständigen longobardischen und fränkischen Herzogtums, das vorübergehend sogar den Kaiser stellte, spielt in der Geschichte Mittelitaliens eine große Rolle. Auch die Markgräfin Mathilde hat hier residiert, von den deutschen Kaisern wurde Spolet an deutsche Herren, so z. B. an den alten Welf, verliehen, und Kaiser Rotbart, gegen den sich die Stadt auflehnte, hat sie an einem heißen Sommertage nach mörderischem Kampfe erobert und verwüstet. So kommt es, daß der Name Spolet zumal für den deutschen Besucher einen besonders heldischen Klang besitzt, und ich wüßte dafür kein eindrucksvolleres Symbol als die großartige 230 Meter lange Wasserleitung, die auf zehn, in der Mitte 81 Meter hohen Bogen den Stadt- und Burghügel über eine tiefe Felsenschlucht

hinweg mit dem dahinter aufragenden Monte Luco verbindet. Ihre Erbauung wird von der gesamten Literatur dem dritten longobardischen Herzog von Spolet (7. Jahrhundert) zugeschrieben, ja die Grundlage soll sogar römisch sein. Im 14. Jahrhundert hätte sie dann Kardinal Albornoz erneuert. Eine genaue Betrachtung des Mauerwerkes zeigt jedoch, daß wir ein völlig einheitliches Werk des 14. Jahrhunderts vor uns haben. Rein gefühlsmäßig aber wird einem vor diesem mächtigen Bauwerk die ganze heroische Geschichte Spolets lebendig.

Mit dem Aquädukt ist eine Brücke verbunden, die zu entzückenden Promenadenwegen führt. Ein dunkelgrüner Mantel von Steineichen umhüllt den Monte Luco, rotblühende, wildwachsende Judasbäume leuchten aus der Schlucht, an den Hängen duften unzählige Zykamen, und mit jedem Schritt wechselt der Blick auf Burg und Stadt. Besteigt man den Monte Luco, dessen Naturschönheit kein Geringerer als Michelangelo begeistert schildert, kommt man an vielen ehemaligen Einsiedeleien vorüber, die heute zu Sommervillen umgestaltet sind, und vom Gipfel, der ein Franziskanerkloster und einen prächtigen Eschenhain trägt, genießt man eine herrliche Schau auf die Stadt und auf ihre ganze Umgebung.

Auch die Stadt selber weist eine Reihe von Sehenswürdigkeiten auf, Teile der vorrömischen Stadtmauer mit prächtigen Polygonalquadern, eine Menge römischer Erinnerungen, so z. B. mitten in einem Kasernenhofe ein Amphitheater, nicht weit davon, unter dem Pflaster eines modernen Platzes Reste einer Römerbrücke, zu der man durch einen Schacht hinabsteigen kann, ein römisches Theater, einen halbversunkenen, zu Ehren des Drusus und des Germanicus errichteten Triumphbogen usw. Auch die Kirchen bieten in Bau und Ausstattung viel Interessantes. Besonders beachtenswert ist die farbige, fast normannisch anmutende Domfassade mit dem goldschimmernden Giebelformosaik und der edlen Renaissancevorhalle, im Chor eine hervorragend schöne Verkündigung und andere Fresken von Filippo Lippi, der vor ihrer Vollendung hier starb und im Dome begraben liegt, dann vor der Stadt die romanischen Marmorreliefs bei S. Pietro und auf der andern Seite S. Salvatore im Friedhof, eine frühchristliche, aus einem römischen Tempel umgebaute Kirche mit einem sehr merkwürdigen Neben- und Durcheinander antiker und christlicher Bauteile.

Auch der sogenannte Tempel des Clitumnus auf der Straße nach Trevi und Foligno ist nichts anderes als ein aus antiken Resten derb zusammengestoppertes frühchristliches Heiligtum. Nach der berühmten Schilderung des jüngeren Plinius wurde hier, am Ursprung des Clitumnus, der Flußgott verehrt, und neben seinem Tempel gab es noch andere, außerdem hatte man zahlreiche Landhäuser und eine Badeanstalt errichtet, die samt der Herberge jedem Besucher auf öffentliche Kosten zur Verfügung stand. „Die Ufer sind“, so schreibt Plinius, „mit einer Menge Eschen und Pappeln bekleidet, welche man in dem durchsichtigen Strom, wie versenkt in seinen grünen Wasserspiegel, nachzählen kann.“ Diese schöne Beschreibung stimmt noch heute, und überhaupt liegt über dem stillen, klaren Quellwasser, das alsbald zum strömenden Flusse wird, auch jetzt noch eine so

eigenartig poetische Stimmung, daß man den alten Umbrern ihre Verehrung der Quellgötter unschwer nachfühlen kann.

Auch die weitere Umgebung ist von ungewöhnlichem Reiz. Östlich treten die Vorberge der Abruzzen in sanftem Bogen zurück, Bergnester und auffallend viele Burgen, die wohl den feudalen Verhältnissen des ehemaligen Herzogtums Spolet ihre Existenz verdanken, beleben die Hänge, und rückwärts steigen die hohen sibillinischen Gipfel auf. Westlich dehnt sich die fruchtbare umbrische Ebene aus, und von ihrem Randgebirge winkt ein Bergstädtchen, dessen Name und Lage es mir antaten. Ich ließ also das Städtchen Trevi, so lockend es von seinem Hügel herüberwinkte, ruhig liegen, wo es lag, kehrte nach Spolet zurück und bestieg dort den Autobus nach Montefalco, wo ich gegen Abend anlangte.

Montefalco, ein Nest mit wenig mehr als 3000 Einwohnern, liegt fernab von allem Fremdenverkehr und hat nicht einmal einen richtig gehenden Gasthof. Kaum, daß ich in einer elenden Trattoria ein bescheidenes Abendessen erhielt; Wohnung mußte ich in einem Privathause suchen. Dafür entzückte mich die originelle Anlage der Stadt um so mehr. Der Hochebene ist ein kegelförmiger Hügel aufgesetzt, der mit der Stadt überbaut wurde und auf seiner abgeflachten Spitze den Stadtplatz trägt. Die Gassen laufen alle, steil ansteigend, radial diesem Stadtplatz zu, und das Ganze wird von den alten Stadtmauern umschlossen, an deren Außenseite ein Promenadeweg um die Stadt herumführt und von Perugia bis Spolet und weit hinein ins westliche Hügelland eine wundervolle Aussicht gewährt. Von den Sehenswürdigkeiten ist die aufgelassene Kirche S. Francesco zu erwähnen, die eine Menge interessanter Fresken des 14. und 15. Jahrhunderts enthält, unter anderem Benozzo Gozzolis Legende des hl. Franziskus, ein Werk voll unbekümmerter Fröhlichkeit und heiterer Erzählerfreude, und die Verkündigung und die Geburt Christi von Perugino, süße, sanfte Bilder, deren Figuren von der verblauenden Landschaft wie Singstimmen von einer weichen Begleitmusik umgeben sind. So rasch man sich an Perugino satt sieht, wenn in einer Sammlung viele seiner Bilder nebeneinanderhängen, so entzückend kann ein einzelnes Werk von ihm sein, und schon gar hier, wo die wirkliche Landschaft, das weite, umbrische Tal da drunten in der Tiefe, mit Peruginos gemalten Hintergründen so vollkommen übereinstimmt.

Ich besuchte auch S. Chiara, das die Reliquien der hl. Clara von Montefalco enthält. Die Kirche war leer, kein Mensch war zu sehen, und ich wunderte mich sehr, daß ich auf einmal aus einer Ecke ein deutliches Bst! Bst! vernahm. Da entdeckte ich schließlich eine „Winde“, wie sie an der Pforte von Frauenklöstern gebräuchlich ist, und als ich dorthin ging, sah ich hinter einem Gitter ein paar Klarissinnen, die offenbar wie Spinnen hinter ihrem Netze auf ein Opfer lauerten. Sie drehten mir auf der Winde Bilder von der hl. Klara heraus und fragten, ob ich den heiligen Leib sehen wolle. Ich bejahte es, legte ein Almosen auf die Winde und begab mich dann zum Altar der Heiligen. Über der Mensa stand der verglaste Sarkophag, dessen Metallhülle nun in eine Versenkung verschwand, und da damit auch die gegen Westen gerichtete Rückseite frei wurde, hüllte die

letzte Abendsonne den heiligen Leib in eine goldene Strahlengloriole, so daß dadurch sogar die schwarzen, mumifizierten Hand- und Fußknochen erträglich wurden.

Da ich mit dem Abend wieder einmal nichts anzufangen wußte, ging ich in der Dunkelheit noch einmal um die Stadt und wurde nun mit einem ganz wundervollen Anblick reichlich belohnt. In weiter, weiter Runde erglänzten drunten in der Tiefe die elektrischen Lichter, die Städte — Perugia, Assisi, Spello, Foligno, Trevi, Spolet — wie Gruppen funkelnder Diamanten, die Einzelsiedlungen dazwischen wie verbindende Perlenketten.

Schon um 6 Uhr früh stand ich marschbereit vor dem Stadttor. Etwas vor der Stadt hatte ich gestern eine Villa und einen schönen Park entdeckt, auf dessen höchster Zypresse eine Nachtigall ihr Abendlied sang. Ich wandte mich nun zunächst dorthin, und wirklich, meine stille Hoffnung wurde nicht betrogen, die Nachtigall saß wieder auf ihrem Baume und sang so schön und so laut, daß ich's noch hören konnte, als ich längst schon über die blühenden Hänge hinuntereilte. Und noch ehe sie verstummte, setzten andere ein, und bis hinab in die Ebene hörte das Nachtigallensingen nicht mehr auf. Da man das ganze Gelände gut übersehen konnte, suchte ich immer wieder Abkürzungswege, durchquerte Ölpflanzungen und Weingärten, und ehe ich endgültig in die Ebene einbog, hielt ich an einem blühenden Raine, wo gerade ein gurgelndes Wasser zwischen zwei hohen, frischergrünten Pappeln hindurchfloß. Auf den Bäumen sangen auch hier wieder zwei Nachtigallen, und ins weiche Gras gelagert, hörte ich lange Zeit dem unentgeltlichen Morgenkonzert zu.

Nun ging's freilich noch anderthalb Stunden durch die weite und ungemein fruchtbare, aber doch etwas einförmige Ebene, bis ich endlich nach Foligno kam. Nach den kleinen Bergnestern machte mir die Stadt, die fast 30 000 Einwohner zählt und einige Industrie besitzt, einen recht vornehmen Eindruck. Ich besuchte aber nur in Eile etliche Gotteshäuser, bewunderte den alten Palazzo del Governo, der sich würdig den bisher gesehenen mittelalterlichen Stadtpalästen anreihet, und nahm dann eine Autodroschke nach Spello, das etwa 5 Kilometer talaufwärts liegt.

Vor dem mächtigen Römertore — das kaum 3000 Einwohner zählende Städtchen weist drei solche antike Tore auf — verließ ich den Wagen, schulterte wieder meinen Rucksack und betrat durchs alte Tor das alte Nest, das wie alle andern steil über einen Hügel hinaufgebaut ist. Wo man nur hinsieht, gibt es malerische Durchblicke, und im kleinen und ganz schlichten Dome findet man in einer Seitenkapelle köstliche Fresken von Pinturicchio, heiter und festlich, wie immer bei diesem lebenswürdigen Meister, der fröhlich darauflos fabuliert, bei hundert Details sich aufhält und in den verblauenden Hintergründen überall die umbrische Landschaft ins Bild hereinschauen läßt.

Zuoberst in der Stadt hat man von einer schönen Terrasse eine herrliche Aussicht auf die weite Talebene, die in Wirklichkeit genau so in duftiges Blau übergeht wie auf den Fresken Peruginos und Pinturicchios, und auf die jenseitigen Hügel, wo sich Montefalco und die hohen Zypressen des Nachtigallenparkes noch immer vom Horizont abzeichneten. Wahrhaftig,

ein prächtiger Landsitz, um den man seinen Herrn beneiden könnte, — aber die Frau, die mich abends durch den Park geführt hatte, erzählte mir, der Padrone sei vor etlichen Wochen gestorben. Und schluchzend setzte sie hinzu: „Ich werde zwanzig Herren finden, aber keinen solchen mehr.“

Ich wollte eigentlich mit der Bahn weiterfahren, aber die sanften Hänge, die sich am Fuße des berühmten Subasio gegen Assisi hinanziehen, zogen und lockten mich mit ihren Ölbäumen und Zypressen so sehr, daß ich beschloß, statt wieder in die Ebene hinabzusteigen, gleich hier in der Höhe zu bleiben und zu Fuß weiterzuwandern. Freilich wurde ich nun so müde, daß ich die ursprüngliche Absicht, oben am Berge die Carceri des hl. Franziskus zu besuchen, aufschob und mich, in Assisi angelangt — es war gegen 2 Uhr —, zunächst um ein Mittagessen umsah. Ja, da ich Assisi genügend kannte, hatte ich schließlich nicht einmal viel dagegen, als auf den heißen Mittag ein heftiges Gewitter und ein starker Regen alle weitergehenden Pläne unmöglich machten. Ich begnügte mich mit einem kurzen Besuche am Grabe des Heiligen, warf im Vorübergehen einen raschen Blick auf die prächtige Fensterrose der Domfassade und auf die Reste des römischen Tempels und ärgerte mich ein bißchen über das allzu geschleckte Aussehen mancher alten Häuser und über die allzu aufdringliche Franziskusindustrie, die einem auf Schritt und Tritt in die Augen sticht.

Dann fuhr ich auf die Eisenbahnstation und erreichte noch zu guter Stunde Perugia.

Perugia, schon zur Zeit der Etrusker eine der zwölf führenden Bundesstädte, ist mit seinen 40 000 Einwohnern auch heute noch die Hauptstadt einer Provinz. Auf einem reichgegliederten Hügelknoten gelegen, beherrscht die Stadt ringsum das weite Land, greift mit ihren Ausläufern überall über die grünen Hänge hinab, und nur die breite Hauptstraße, die den höchsten schmalen Hügelrücken einnimmt und Kathedrale und Präfektur verbindet, ist eben und dient daher als Corso, der mittags und abends von jedem Wagenverkehr abgeschlossen wird und dem Fremden alles präsentiert, was Perugia an Schönheit und Eleganz aufzuweisen hat. Das hin und hin wechselnde Niveau der einzelnen Stadtteile, das Aus und Ein und Auf und Ab der Höhen und Hügelzungen gibt dem Stadtbild, gleichviel, ob man von der Altstadt auf die jüngeren Vorstädte herab oder aber von der Straße, die dem wechselvollen Lauf der alten Stadtmauer folgt, zur Altstadt hinaufschaut, ein überaus reiches und reizvolles Relief. Auch an einzelnen Bauwerken und Kunstdenkmälern ist sehr viel Interessantes vorhanden. Am meisten Eindruck machte mir das wuchtige vorrömische Stadttor aus der Etruskerzeit, der wundervolle, im 14. Jahrhundert errichtete Brunnen vor dem Dome mit reizenden Reliefs, die, wie so häufig um diese Zeit, die Monate, die freien Künste usw. darstellen, und der mächtige Palazzo del Municipio, um 1300 erbaut, mit seinen Portalen, Treppen, dreiteiligen Fenstern und Zinnen eines der schönsten und monumentalsten Beispiele dieser ganzen romanisch-gotischen, für Italien so bezeichnenden Profanbautengruppe. Selbstverständlich, daß man Perugino nirgends besser kennen lernen kann als hier, wo er die alte Wechslerbörse mit entzückenden Fresken schmückte, und wo in der Gemäldesammlung

des Municipio von ihm auch zahlreiche gute Tafelbilder aufbewahrt werden. —

Da ich mich schon eine Woche lang in kleinen Städten herumgetrieben und meist nur recht bescheidene Unterkünfte gefunden hatte, wollte ich mich in Perugia ein wenig schadlos halten und quartierte mich im ersten Hotel ein, das am Ende der oben erwähnten Hauptstraße, also an der höchsten Stelle der Stadt liegt. Ich hatte ein prächtiges Eckzimmer, mit Balkonen nach beiden Seiten, von denen aus man sozusagen halb Umbrien überschauen konnte. Hier stand ich, als ich mit der Besichtigung der Stadt zu Ende war, und überlegte, was nun weiter zu tun sei. Vom Apennin in weitem Bogen umschlossen, grüßten Assisi, Spello, Foligno, Trevi herauf, und auch Montefalco war noch zu sehen. Ich wußte, auf der Straße, die nach dieser Richtung führt, lag etwa 5 Kilometer vor Perugia ein besonders berühmtes Etruskergrab, das Grab der Volumnier. Vor Jahren war ich einmal mit einem Auto daran vorbeigefahren und aus Trägheit nicht ausgestiegen, und mir kam vor, diese archäologische Sünde müßte ich endlich einmal gutmachen. So nahm ich denn zum letzten Mal meinen treuen Rucksack auf die Schulter — zum nicht geringen Erstaunen der Cameriera, die sich ein Zimmer mit Bad und ein ordentliches Trinkgeld mit einem Rucksackreisenden nicht recht zusammenreimen konnte —, wanderte noch einmal durch die Stadt, besah mir drunten in S. Pietro die berühmten, mit reicher Einlegearbeit verzierten Chorstühle, eines der schönsten Werke dieser Art, die es überhaupt gibt, und pilgerte dann über die frühlingssgrünen Hänge hinab bis zum Rand der Talebene und bis zum Etruskergrab, das aus neun wohlerhaltenen Kammern besteht. Mit den Einzelheiten seiner Ausstattung gab ich mich freilich nicht lange ab, denn einerseits war es Zeit auf den Zug, andererseits war ich von schönen Eindrücken und Bildern ohnehin übersatt. So war ich denn reif für die Heimkehr, und ohne allzu große Wehmut grüßte ich auf der Fahrt nach Florenz nochmal den Trasimenersee, wo sich der bunte Reigen dieser umbrischen Wandertage zum festgefügtten und dauernden Kreis zusammenschloß.

Umschau

Das neue mandschurische Kaiserreich

Der äußere Vorgang bei der Thronbesteigung des ersten Kaisers von Mandschukuo ist aus der Tagespresse in der Hauptsache bekannt. Über die Tragweite des Ereignisses vom 1. März 1934, dessen Schauplatz Changchun, die im Bau begriffene neue Hauptstadt in der Mitte zwischen Mukden und Charbin war, sind vielleicht einige Worte willkommen.

Die religiöse Feier hielt sich nach Möglichkeit an die altchinesischen Formen. Nur war sie viel einfacher.

Denn für die Amtsabzeichen und den Drachenthron mußte man eilig Ersatz schaffen; und Changchun läßt sich doch nicht vergleichen mit Peking, seinen Kaiserpalästen und seinem majestätischen Himmelstempel. Unter dem Schutz eines beträchtlichen Truppeneingebots fuhr Herr Puyi im Kraftwagen zum neuengerichteten Himmelstempel. Angetan mit einem blauen Gewand, das goldene Drachenfiguren zierte, brachte er seine Gaben dar, ein Amulett aus Jade, Reis, eine Rolle Seide und einige Becher Reiswein, und gab dem Himmel Kunde von dem großen Ereignis. Dann wurde das Staatssiegel überreicht. Wäh-